

Das Selbstverständnis des Naturschutzes im Klimawandel

Weiter so ist keine Option

Um so viele Arten wie möglich über die Klimakrise zu retten, braucht es neben durchgängigen Wanderkorridoren für Pflanzen und Tiere vor allem einen Mentalitätswechsel bei den Aktiven im Naturschutz vor Ort. Zuwandernde Arten dürfen nicht länger nur als eine Bedrohung gesehen werden.

Von Heinz Klöser

— Die Biodiversitätskrise und die Klimakrise sind eng miteinander verknüpft. Die Berichte des Weltbiodiversitätsrates IPBES dokumentieren den rapiden Rückgang der Artenvielfalt und beziffern die Anzahl der vom Aussterben bedrohten Tier- und Pflanzenarten auf eine Million, etwa ein Achtel der geschätzten Gesamtartenzahl. (1) Vom Stockholm Resilience Centre wurde der globale Verlust der Biodiversität wiederholt als die gravierendste Überschreitung der planetaren Belastungsgrenzen bezeichnet. (2) Gleichzeitig tritt die Beschleunigung der Klimaerwärmung immer deutlicher zu Tage. Bereits jetzt haben menschliche Aktivitäten zu einer Erwärmung der globalen Durchschnittstemperatur von circa einem Grad Celsius im Vergleich zur vorindustriellen Zeit geführt – mit schon heute weitreichenden Folgen. (3) Ob der Beschluss der Pariser Klimakonferenz, 1,5 Grad Celsius Erwärmung bis zum Jahr 2100 nicht zu überschreiten, noch einzuhalten ist, wird immer häufiger angezweifelt. Doch selbst wenn das gelänge, wird sich die Klimakrise durch Nachschleppeffekte noch lange fortsetzen.

Im Gegensatz zu sinnfälligen Auswirkungen wie Gletscher- und Meereisrückgängen, Extremwetterlagen und Waldbränden finden subtilere Vorgänge außerhalb von Expert*innenkreisen wenig Aufmerksamkeit. Dazu gehören die Verlagerungen der Verbreitungsgebiete von Pflanzen und Tieren sowie die Entkoppelung von Funktionsbeziehungen in Ökosystemen (vgl. S. 18 ff.), die sich in langen Zeiträumen eingespield haben. Hitze und Wassermangel verursachen bei vielen Arten erhöhten Stress, der zu verminderter Vitalität und Widerstandskraft gegenüber Krankheiten und Parasiten führt. Erst die dramatischen Zusammenbrüche der Fichtenforsten haben in letzter Zeit auch solche Aspekte in die breitere öffentliche Debatte gebracht. Dadurch wurde deutlich, dass die Klimakrise zu einem immer wichtigeren Treiber des Artensterbens wird, zusätzlich zu den bereits seit Langem wirksamen Bedrohungen der Biodiversität.

Große Artenverluste unausweichlich

Da die globale Temperaturentwicklung weiterhin den Prognosen des sogenannten Worst-Case-Szenarios (RCP 8.5) des Weltklimarats IPCC folgt, sind großräumige Verschiebungen von Vegetationszonen und Artverbreitungen unvermeidbar und haben nachweislich bereits begonnen. Dabei verlagern sich die Ökosysteme nicht unverändert, denn die zugehörigen Arten reagieren in jeweils spezifischer Weise und haben unterschiedliche Wandergeschwindigkeiten. Große Artenverluste sind dabei unausweichlich.

Schon die geografischen Voraussetzungen sind ungünstig: Die weiten Flachländer Mittel-, Nord- und Osteuropas sind deutlich weniger strukturiert als der gebirgige Mittelmeerraum, wo sich ursprünglich weit verbreitete Stammarten oft in heute auf einzelnen Bergstöcken isolierte Schwesterarten aufgespalten haben. Falls sie überhaupt einen geeigneten Wanderweg nach Mitteleuropa finden können, würden sie dort aufeinandertreffen und um die gleiche ökologische Nische konkurrieren. Oft bietet sich aber nur ein Ausweichen in höhere Berglagen an, bis die Gipfellagen erreicht sind. Deshalb ist damit zu rechnen, dass mediterrane Arten in hohem Maße in ausweglosen Sackgassen-Situationen enden und schließlich aussterben werden. Schon jetzt befindet sich eine Reihe mediterraner Arten, insbesondere Lorbeerwaldarten, in einer prekären Reliktsituation. Manche dieser Arten haben über

den Gartenbau geeignete Ausweichlebensräume in nördlicheren Breiten erreicht. Dort sind sie als invasive Neophyten jedoch nicht willkommen. (4)

Die Arten Mitteleuropas haben aufgrund der ausgeglicheneren Landschaftsstrukturen wahrscheinlich deutlich bessere Chancen für Abwanderungen nach Norden. Die mitteleuropäische Landschaft wurde jedoch durch Flächenversiegelung und Intensivierung der Landnutzung bis zur Unkenntlichkeit modifiziert, sodass die verbliebenen Naturräume in inselhaften Kleinstarealen isoliert sind. Auch ohne solche Hindernisse ist zu bezweifeln, ob das Ausbreitungspotenzial bedrohter Arten mit der Geschwindigkeit des Klimawandels mithalten kann. Ein weiteres Problem stellt die Verarmung der innerartlichen genetischen Vielfalt weit verbreiteter Arten dar. Zwar kann sich eine begrenzte Anzahl von Ökotypen über weite nördliche Gebiete ausbreiten. Zahlreiche Ökotypen isolierter südeuropäischer Gebirge, die für das veränderte Klima vielleicht geeignetere Anpassungen aufweisen als die in Mitteleuropa präsenten, drohen jedoch verloren zu gehen.

Auseinandersetzung über Schutzziele steht an

Um sich solchen Herausforderungen stellen zu können, ist eine Auseinandersetzung um bisherige Ziele des Naturschutzes unvermeidbar. Der heutige Naturschutz bewegt sich zwischen den beiden Polen Artenschutz und Prozessschutz. Mit ihnen sind grundsätzlich unterschiedliche Schutzzwecke verbunden, die zu Zielkonflikten führen können. Artenschutz ist notwendigerweise an statischen Paradigmen orientiert. Er basiert auf einem räumlich starr festgelegten Schutzgebietssystem mit definierten Erhaltungs- und Pflegezielen, die teilweise gravierende Eingriffe in Ökosysteme rechtfertigen. Der Naturschutz in Deutschland widmet sich überwiegend Relikten historischer Kulturlandschaften (Heiden, Streuobstwiesen etc.), um über eine geeignete Bewirtschaftung seltene und schutzwürdige – sogenannte wertgebende – Arten an bestimmten Orten zu erhalten. In der Regel werden dabei natürliche Entwicklungen wie zum Beispiel die Sukzession von Offenland zu Gehölzen unterbunden. Neu hinzukommende Arten, insbesondere gebietsfremde, sind als Konkurrenten für die zu schützenden Arten nicht willkommen.

Im Prozessschutz dagegen ist das Ideal eine freie, sich selbst gestaltende Natur ohne menschliche Einflüsse. Aktive Eingriffe in Ökosysteme werden nur zur Wie-

derherstellung notwendiger Ausgangsbedingungen akzeptiert, wie zum Beispiel das Wiedervernässen von Mooren (vgl. S. 47 ff.). Im Weiteren soll sich aus der natürlichen Dynamik eine Selbstregulation ergeben. Im Vertrauen darauf, dass im Zuge natürlicher Sukzession schwindende Lebensräume sich durch Stürme, Wildverbiss, Brände, Erosion und ähnliche Prozesse erneut einstellen, wird auch das Kommen und Gehen von Arten als Teil dieser Dynamik verstanden. In der modernen, zerschnittenen Landschaft ist jedoch selten ausreichend Raum für derartige Fluktuationen, sodass Ansätze für eine dynamische Biotopentwicklung wie halb-offene Weidelandschaften, Renaturierungen oder Wildnisgebiete begrenzt sind und artenschutzorientierte Strategien überwiegen. Auch die Regelwerke von Natura 2000 bis zu Naturschutzgebietsverordnungen bieten meist wenig Spielraum für dynamische Vorgänge. Dementsprechend überwiegen zurzeit Bestrebungen, auch angesichts neuer Klimaverhältnisse das Arteninventar möglichst unverändert zu erhalten, bis hin zu Versuchen, wichtige Arten durch gentechnische Methoden zu ertüchtigen. (5)

„ Ob das Ausbreitungspotenzial bedrohter Arten mit der Geschwindigkeit des Klimawandels mithalten kann, ist zu bezweifeln.“

Ob ein derartiges Beharren auf Dauer erfolgsversprechend sein kann, darf bezweifelt werden. Denn daraus kann sich ein erhebliches Hindernis für die notwendige Anpassung der Vegetation an die neuen Bedingungen ergeben, insbesondere, wenn zuwandernde Arten vor allem als Bedrohung gesehen werden. Auf Dauer sind die Reaktionen der Natur auf die Klimakrise jedoch kaum zu bremsen. Damit sind nicht nur erhebliche Investitionen an Zeit und Geld, sondern auch die Lebenswerke zahlreicher im Naturschutz engagierter Menschen in Gefahr, obsolet zu werden.

Unbequeme Fragen

Somit steht der Naturschutz vor der Herausforderung, neue Strategien zu entwickeln, um sich der immer dramatischeren Situation stellen zu können. Das führt teilweise zu unbequemen Fragen: Wie gehen wir mit Arten um, die sich klimabedingt zurückziehen, insbesondere, wenn es sich um seltene, besonders umhegte Arten handelt? Was, wenn sich aus dem Süden bisher gebietsfremde Arten zu uns ausbreiten, weil sie an die neuen Bedingungen besser angepasst sind als bisher einheimische? Es stellt sich auch die Frage, ob Arten, deren Ausbreitungspotenzial nicht ausreicht, um mit der Verschiebung der Klimazonen Schritt zu halten, oder denen sich unüberwindliche Migrationshindernisse in den Weg stellen, durch aktive Maßnahmen in geeignetere Räume gebracht werden sollen. Der Transfer von Organismen birgt Risiken und ist deshalb weitgehend verpönt. Aber wie sieht es aus, wenn dies der einzige Weg zur Rettung einer Art ist? Können wir vertreten, auf solche Maßnahmen zu verzichten und infolgedessen untätig zuzuschauen, wie diese Art ausstirbt?

Dass sich der Artenschutz mit einer dynamisierten Natur schwertut, ist aus seinem Bestreben, Bestehendes zu erhalten, nachvollziehbar. Aber bietet der Prozessschutz bessere Ansätze? Zwar werden Änderungen im Artenspektrum als Teil notwendiger Anpassungen an die neuen Bedingungen gesehen, doch führt die weitgehende Ablehnung aktiven Eingreifens dazu, sich auf die Rolle eines Zuschauers zu beschränken. Um so viele Arten wie möglich über die Klimakrise zu retten, reicht es nicht aus, nur dafür offen zu sein, wenn südliche Arten von selbst ihren Weg zu uns finden. Dies würde bedeuten, ausbreitungstarken, meist ruderalen und potenziell invasiven Arten das Feld zu überlassen, während sensiblere Arten sprichwörtlich auf der Strecke blieben.

Es wird daher Zeit, Verantwortung auch für Arten zu übernehmen, die noch gar nicht in Deutschland vorkommen, die aber in ihren südlichen Lebensräumen zunehmend in Bedrängnis geraten und in Mitteleuropa Ausweichlebensräume finden müssen. Gleichzeitig muss dafür Sorge getragen werden, dass den gegenwärtig in Mitteleuropa heimischen Arten Wanderwege nach Norden eröffnet werden. Dafür ist eine funktionsfähige Biotopvernetzung entscheidend. Dass die Schaffung durchgängiger Wanderkorridore eine unverzichtbare Strategie ist, wird von nieman-

„ Es wird Zeit, Verantwortung auch für Arten zu übernehmen, die noch gar nicht in Deutschland vorkommen, die aber in ihren südlichen Lebensräumen zunehmend in Bedrängnis geraten.“

dem im Naturschutz bezweifelt. Gleichwohl ist fraglich, ob die bisher mageren Fortschritte rechtzeitig weitreichende, großräumige Perspektiven bieten können. Deshalb dürfen Naturschützer*innen weitergehende Maßnahmen, die international unter dem Stichwort „assisted migration“ (Unterstützte Migration) längst diskutiert werden, nicht pauschal ausschließen, sondern müssen sie frühzeitig – unter Umständen vorbeugend – in Betracht ziehen. Damit ist kein Freibrief gemeint, unkontrolliert exotische Arten freizusetzen, was mit gutem Grund auch gesetzlich untersagt ist. Im Artenschutz sind gartenbauliche Methoden innerhalb der Areale seltener Pflanzen aber auch jetzt schon legitim. Der Schritt, dies auf potenzielle zukünftige Areale auszudehnen, wäre also nicht sehr groß.

Sensiblen Arten aus Sackgassen helfen

Dazu ist allerdings erst einmal zu analysieren, welche Arten denn in Gefahr sind, in Sackgassensituationen zu verlöschen, wo es für solche Arten geeignete Ersatzlebensräume nördlich der derzeitigen Arealgrenzen gäbe und welche ökologischen Risiken zu erwarten sind. Nicht jede Art braucht wirklich Unterstützung. So dürften zum Beispiel die mitteleuropäischen Reliktvorkommen der Moltebeere (*Rubus chamaemorus*) der Klimaerwärmung nicht standhalten, doch ist sie als Art aufgrund ausgedehnter Vorkommen in Nordeuropa, Sibirien und Nordamerika nicht bedroht. Anders beispielsweise beim Westfälischen Galmeiveilchen (*Viola guesphalica*) mit einer extrem engen Verbreitung (71 Hektar) auf hochspezifischem Standort (schwermetallhaltige Aufschlüsse) – sollte es dieser Art zu warm oder zu trocken werden, sind Ausweichlebensräume unerreichbar, es sei denn, die Art wird gezielt umgesiedelt.

Sollten solche Optionen notwendig werden, sind umfangreiche Voraussetzungen zu klären, auch auf internationaler Ebene. Eine Initiative dafür ist dringend erforderlich. Dogmatische Paradigmen sollten dem nicht im Wege stehen. Ein „Weiter-so-wie-bisher“ ist auch im Naturschutz nicht zielführend. ———

Quellen

- (1) Brondizio, E. S. et al. (2021): Global assessment report on biodiversity and ecosystem services of the Intergovernmental Science-Policy Platform on Biodiversity and Ecosystem Services.
- (2) www.stockholmresilience.org/download/18.8615c78125078c8d3380002197/ES-2009-3180.pdf
- (3) www.ipcc.ch/site/assets/uploads/2019/11/SRCCL-Full-Report-Compiled-191128.pdf
- (4) www.bund.net/service/publikationen/detail/publication/neobiota-anregungen-fuer-eine-neubewertung, S. 5.
- (5) www.openagrar.de/servlets/MCRFileNodeServlet/openagrar_derivate_00020652/dn060910.pdf



Was nehmen Sie mit auf die Arche?

Soviel wie ich retten kann – und die hilflose Erinnerung an den Rest.

Zum Autor

Heinz Klöser ist Meeres- und Vegetationsökologe. und hat an sieben Polarexpeditionen teilgenommen. Seit 1984 engagiert er sich für

den Erhalt von Artenvielfalt und Landschaft und ist sowohl regional als auch auf Länder- und Bundesebene aktiv beim BUND sowie dem WWF.

Kontakt

Dr. Heinz Klöser
Bund für Umwelt und Naturschutz
Deutschland e. V. (BUND)
E-Mail nugrade@gmx.net